

Feature II: Tanka

„Beim Volk der Dichter“

Mechthild Duppel-Takayama

An jedem zweiten Sonntag im Monat fahre ich gegen Mittag mit der U-Bahn nach Jimbō-chō, in das Buchhändlerviertel von Tōkyō. Die Züge sind um diese Zeit angenehm leer: Zwischen feingemachten älteren Paaren und Familien in Ausflugsstimmung finde ich immer einen Sitzplatz und kann mich so in Ruhe nochmals auf den Nachmittag vorbereiten.

Nach zwanzig Minuten Fahrt verlasse ich die Station durch einen Nebenausgang. Mein Ziel ist nicht eines der zahllosen kleinen Antiquariate im Gassengewirr hinter dem Bahnhof, sondern ein stattliches Gebäude etwas weiter südlich, wo breite Straßen zum Ring um den Kaiserpalast führen.

Meistens bleibe ich vor dem langgezogenen, fünfstöckigen Klinkerbau kurz stehen und schaue hoch zu den halbkreisförmigen Fenstersimsen, die wie Fremdkörper an der Fassade kleben. Strenge Geometrie mit einem Hauch Verspieltheit, Art Déco in Reinkultur. Breite Steinstufen führen zum Eingangsportal, darüber steht der Name des Gebäudes in vier geschwungenen Schriftzeichen: *Gakushi Kaikan*. Es ist das „Haus der Akademikervereinigung“, 1928 erbaut, das einzige Gebäude im weiten Umkreis, das die Bombardements des Zweiten Weltkriegs überstanden hat, in den ersten Nachkriegsjahren von der amerikanischen Militärverwaltung okkupiert war und danach wieder dem ursprünglichen Zweck entsprechend Verwendung fand. Bis heute ist dies so, und die Tatsache, daß baulich nahezu keine Veränderungen vorgenommen wurden, mag auch finanzielle Gründe haben, spiegelt jedoch ebenso das immense Traditionsbewußtsein der Vereinigung wider.

Eine mahagonigefäßte gläserne Schwingtür führt nach innen. Dunkelrote Auslegeware, messingglänzende Türgriffe, Leuchter mit Eisenverstreibungen. Etwas Patina hat die Pracht angesetzt, doch sie löst bei mir sicher ähnliche Gefühle aus wie bei den japanischen Besuchern der zwanziger Jahre - wenn auch mit zeitlich entgegengesetztem Blickwinkel. Die Tokyoter damals müssen die supermoderne westliche Innenarchitektur bewundert haben. Ich dagegen freue mich über die Entdeckung eines Reliktes der europäischen Vergangenheit. Wenn ich auf der teppichbespannten Treppe nach oben steige, begleiten mich gedämpftes Stimmengewirr und Gläserklirren. Das Museumsstück ist voller Leben. Hier finden Hochzeitsempfänge statt, Jubiläumsfeiern, Treffen von

Studiengruppen und Freundeskreisen. Alle Säle, die Versammlungsräume in verschiedenen Größen und sogar einige Hotelzimmer können von den Mitgliedern der Akademikervereinigung günstig gemietet werden. Die ehrwürdige Institution wahrt ihre Exklusivität allerdings heute noch wie in den Gründungsstatuten von 1886 festgelegt: Aufnahme erhalten nur die Lehrkräfte und Absolventen der sieben wichtigsten staatlichen Universitäten, allen voran die mächtige Tōkyō Universität, aus der die politische Führungsschicht Japans rekrutiert wird.

Das alles wußte ich nicht, als ich das Gebäude vor gut zwei Jahren zum ersten Mal betrat. Inzwischen genieße ich die geschichtsträchtige Atmosphäre des *Gakushi Kaikan* bei jedem Besuch als Einstimmung in die Veranstaltung, an der ich hier teilnehme. Sie wird im zweiten Obergeschoß abgehalten, in einem der kleineren Sitzungsräume. Neben jeder Tür sind auswechselbare, längliche Holzschilder angebracht, auf denen der Name der tagenden Gruppe steht. Die Verwaltung teilt uns nicht immer denselben Raum zu, deshalb gehe ich langsam den hüft hoch schwarz getäfelten Flur entlang und suche nach der Aufschrift *Hōshu Tanka-kai*, „Tankakreis Juwel“. Der blumige Name paßt so gar nicht zu der nüchternen Einrichtung des schmalen Zimmers: Ein langer Tisch, der fast den gesamten Raum für sich beansprucht, darum mit hellem Kunststoff bezogene, gepolsterte Stühle, beigefarbene Vorhänge an der Fensterfront und eine kleine Anrichte, auf der – Service des Hauses – Kannen mit grünem Tee bereitstehen.

Immer am selben Platz an der Längsseite des Tisches sitzt der Initiator und Leiter der Gruppe, bis vor einem Jahr mein Chef am Deutschen Seminar der Keiō Universität. Er ist der bekannteste Mediävist Japans, ein ungemein kultivierter und charmanter Herr, der auch nach seiner Emeritierung weiterhin lehrt und forscht. Daß er darüber hinaus Gedichte verfaßt, erfuhr ich, als er mich zur Teilnahme an einem der Treffen seiner *Tanka*-Dichterguppe einlud.

Tanka, „Kurzes Lied“, ist die älteste japanische Gedichtform. Ihre Ursprünge reichen bis in das 7. Jahrhundert zurück, und bereits das *Manyōshū*, die früheste (und mit nahezu 4500 Gedichten bis heute umfangreichste) japanische Lyrikanthologie aus dem 8. Jahrhundert, verzeichnet überwiegend *Tanka*. Gedichtet wird dabei nicht in Reimen, sondern in einer exakt vorgeschriebenen Länge. Jedes *Tanka* umfaßt 31 Silben, unterteilt in eine Sinn-Abfolge von 5-7-5-7-7 Silben. Da sich im Japanischen Vokale und Konsonanten abwechseln und dadurch kurze, meist zwei-buchstabige Silben entstehen, ergibt sich bei den *Tanka* ein besonderer Rhythmus, der für Nicht-Muttersprachler nur schwer nachfühlbar ist und sich auch kaum übersetzen läßt.

Mir war bekannt, daß sich *Tanka* und *Haiku* – die im 17. Jahrhundert entstandene verkürzte Form aus 5-7-5 Silben – bis heute großer Beliebtheit erfreuen, und zwar nicht nur in professionellen Kreisen. Hunderttausende von Amateurdichterinnen und -dichter beteiligen sich an landesweiten

Wettbewerben; im staatlichen Fernsehen werden regelmäßig Gedichte vorgestellt und von Fachleuten kommentiert; jeden Sonntag erscheint in der größten japanischen Tageszeitung eine Rubrik mit *Tanka* und *Haiku*, die aus Einsendungen der Leserschaft ausgewählt werden; zu Neujahr präsentiert der Kaiser seinen Untertanen ein Gedicht, und sogar die Werbeslogans folgen dem Silbenrhythmus.

Von den zahllosen „Dichtervereinen“ hatte ich ebenfalls gehört, doch der nähere Kontakt mit dieser Tradition schien ebenso unerreichbar wie ein Blick hinter die Kulissen des Kabuki-Theaters. Ich freute mich deshalb sehr über das unerwartete Angebot des Professors und ging neugierig und erwartungsvoll zum vereinbarten Termin. Damals bot sich mir das gleiche Bild wie seitdem jeden Monat: Fünfzehn bis zwanzig Personen sind meist schon im Raum, wenn ich komme. An jedem Platz steht eine Tasse mit Tee, daneben liegt ein großes Blatt Papier. Immer gibt es auch Kuchen oder Süßigkeiten, die irgendjemand mitgebracht hat und die während der folgenden drei Stunden hin- und hergeschoben werden, damit sich alle nach Geschmack und nebenbei bedienen können.

Beim ersten Mal hatte ich den Eindruck großer Förmlichkeit, sowohl im Ablauf des Treffens als auch im Verhalten und der Wortwahl der Teilnehmenden. In der Zwischenzeit jedoch weiß ich die ungeschriebenen Regeln zu schätzen und spüre den dahinter liegenden gegenseitigen Respekt vor der dichterischen Leistung und besonders das gemeinsame Vergnügen am kreativen Umgang mit der Sprache. Diese beiden Elemente verbinden die ansonsten ausgesprochen heterogene Gruppe: Im *Hōshu Tanka-kai* sind alle Gesellschaftsschichten und Altersstufen vertreten, vom Kindergartenkind bis zur über achtzigjährigen Altbewohnerin. Ersteres ist zugegebenermaßen nur Begleitperson, die Tochter einer Germanistik-Doktorandin, die immer mucksmäuschenstill neben ihrer Mutter sitzt und konzentriert Bilderbücher ausmalt. Doch das jüngste aktive Mitglied ist mit 14 Jahren tatsächlich nicht viel älter. Auch mehrere Studentinnen und Studenten kommen regelmäßig, einige Hochschuldozenten, Hausfrauen, Rentnerinnen, ein Ex-General, zwei Journalisten, ein Lehrer an einer Mädchenoberschule, eine Hebamme, ein Hobby-Maler. Seit längerer Zeit liegt eine Teilnehmerin krank im Hospital, doch sie schickt regelmäßig jeden Monat wie alle anderen auch ihr Gedicht an den Gruppenleiter. Er läßt die *Tanka* ohne Namensnennung der Autorin oder des Autors auf einen Papierbogen übertragen: das Blatt, das dann zu Beginn des Treffens an jedem Platz liegt.

Es wird also nicht am Sonntagnachmittag gemeinsam gedichtet – diese romantische Vorstellung hatte ich ursprünglich. Vielmehr wird nun ein *Tanka* nach dem anderen besprochen. Zunächst liest der Leiter den 31-Silber vor, weist eventuell auf spezielle Aussprachevarianten komplizierter Schriftzeichen hin und bittet dann jemanden um einen Kommentar. Häufig verstehe ich den Inhalt der vorgelegten Gedichte nicht auf Anhieb, und das schnelle Nachschlagen im

manchmal mitgebrachten Wörterbuch hilft mir fast nie, da die poetischen Ausdrücke oder seltenen Pflanzennamen, nach denen ich suche, nicht darin verzeichnet sind. Selbst den Muttersprachlern geht es unter Umständen ähnlich. Dann hilft eine Teilnehmerin aus, die in ihrem elektronischen „Wordtank“ Synonyme abrufen oder herausfindet, in welcher Farbe eine bestimmte Blume blüht. *Tanka* zu schreiben ist ein schwieriges Handwerk: Wegen der vorgegebenen Silbenzahl müssen Wörter verkürzt oder Formulierungen angepaßt werden, der „obere Teil“ mit 5-7-5 Silben soll inhaltlich wie stilistisch in einem ausgewogenen Verhältnis zum „unteren Teil“ mit 7-7 Silben stehen, und das Ganze soll schließlich eine harmonische Momentaufnahme darstellen, eine Stimmung vermitteln oder ein Bild evozieren, das einmalig ist und zugleich vom Leser nachvollzogen werden kann. Keine Frage – diesem Ideal entspricht kaum ein Gedicht. Und so wird denn auch jedes der Reihe nach freimütig kritisiert, erleichtert durch die Tatsache, daß zu diesem Zeitpunkt nur dem Gruppenleiter bekannt ist, wer es verfaßt hat. Man versucht zunächst, sich das im Gedicht Beschriebene vor Augen zu führen:

„Am Abend im Herbst
trinke ich alleine
Sake on the Rocks
denke mit ganzem Herzen
an den verstorbenen Freund“

Meist fällt der erste Kommentar vorsichtig aus: Ja, die Situation könne man sich gut vorstellen. Dann wird weiterüberlegt: Sake on the Rocks? Das sei ungewöhnlich, klinge modern. Aber eigentlich – das Ganze wirke doch ziemlich konventionell. Andere melden sich zu Wort, die Meinungen werden abgewägt, bis der Leiter das nächste *Tanka* liest:

„Der Sommer geht und
auf einem Feld in Hessen
ruhig von der
Abendsonne überströmt
steht eine alte Frau“

Hier ist man sich einig, das sei ein stimmungsvolles Bild. Aber wo liege denn Hessen? Nicht nur der Professor, auch mehrere andere Gruppenmitglieder sind Germanisten, deshalb taucht Deutschland relativ häufig in den Gedichten auf. Ich werde dadurch immer verleitet, mir zu überlegen, wer wohl der Autor sein könnte – ein reizvolles, obgleich müßiges Spiel, das mich zunehmend beschäftigt, seitdem ich die bevorzugte Thematik der verschiedenen Personen kenne. Manche der *Tanka* sind unverwechselbar:

„Ein Motorradunfall
von der Fußgängerbrücke
sehe ich zu
doch dann habe ich genug
und gehe zu Macdonald“

„Wäre nicht etwas mehr Mitgefühl angebracht?“ meint eine der alten Damen fast vorwurfsvoll, muß dann aber lachen und freut sich mit allen anderen über den Studenten, der mit seinem Gedicht wieder einmal Kontroversen ausgelöst hat.

Vielleicht ist es das, was mich an dieser Gruppe so fasziniert und mich immer wieder in das *Gakushi Kaikan* lockt: Die Möglichkeit, sowohl traditionelle als auch moderne *Tanka* kennenzulernen; sowohl ernsthaft nachzudenken als mich auch gut zu amüsieren; sowohl den Schwung der Jungen als auch die Lebensweisheit der Alten zu erleben.

Ein vollwertiges Mitglied bin ich natürlich nicht. Ich kann kaum mitreden, wenn sprachliche oder stilistische Aspekte thematisiert werden. Klingt eine Frage zu Beginn des Gedichts zu hart? Ist die dreimalige Wiederholung der Silbe „ru“ nur penetrant, oder bewirkt sie eine Dynamisierung? Würde das Gedicht durch eine Wortumstellung gewinnen? Führt ein im klassischen Sinn verwendeter Begriff zu Mißverständnissen? – Lauter Überlegungen, zu denen ich mich nur schwer äußern kann. Und ich bin die Einzige, die noch nie ein Gedicht beigetragen hat. Dieses Unvermögen wird freundlich toleriert, aber ebenso freundlich angezweifelt. Wie alle anderen werde ich um Kommentare zu den *Tanka* gebeten, jedes Mal doch eine Herausforderung, selbst wenn ich den Inhalt verstanden habe:

„Zur Kleiderfarbe
nicht passende Schuhe
angezogen und
das erst später bemerkt
den ganzen Tag unwohl gefühlt“

Eine Leidensgenossin hätte ich hier gefunden, sage ich, diese Situation sei mir nur allzu vertraut. Wie selbstverständlich gehe ich davon aus, daß das Gedicht darüber hinaus von einer Altersgenossin stammt. Oder gar nicht von einer Frau, sondern aus der Feder des originellen Studenten?

Nach der Pause besprechen wir die Gedichte ein zweites Mal. Nun nennen die Autorinnen und Autoren ihre Namen und beantworten offene Fragen oder geben Ergänzungen. Dabei stellt sich heraus, daß ich mit meiner Vermutung völlig falsch lag: Eine der alten Damen hat das *Tanka* über den Styling-Mißgriff geschrieben.

Um 16 Uhr klopft eine Angestellte des Hauses. Vorsorglich – wir überziehen gerne ein bißchen – erinnert sie daran, daß die Mietzeit für den Raum zu Ende sei. Die Teetassen werden auf der Anrichte gestapelt, Unterlagen eingepackt, der Termin für das nächste Treffen bestätigt. Einige verabschieden sich, aber die meisten gehen in ein nahe gelegenes Restaurant, wo immer schon ein Tisch für uns reserviert ist. Ein kühles Bier, einige Häppchen, man unterhält sich angeregt. Beim Gehen zupft mich die alte Dame am Arm: „Bringen Sie doch nächstes Mal auch ein *Tanka* mit. Nur Mut! Man muß einfach mal anfangen.“

Mechthild Duppel-Takayama, Studium der Germanistik, Ethnologie, Japanologie und Afrikanistik an den Universitäten Mainz, Zürich und Frankfurt am Main. Magisterabschluß in Germanistik, Promotion in Japanologie. Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Japanologischen Institut der Universität Frankfurt und beim Verband binationaler Familien und Partnerschaften. (Seit 1998 DAAD-Lektorin an der Keiō Universität in Tōkyō)